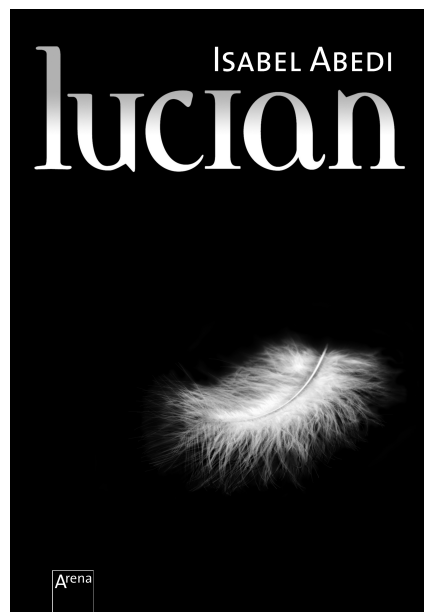


Isabel Abedi

# Lucian



Isabel Abedi  
**Lucian**

Ca. 448 Seiten, Format 14,8 x 21,0 cm, gebunden mit Schutzumschlag  
ISBN 978-3-401-06203-7

## KAPITEL ZWEI

Mein Englischlehrer saß schon am Pult, als ich das Klassenzimmer betrat. Morton Tyger war sein Name. Mit seinem graumelierten Haar, der hohen Stirn und den blitzblauen, beunruhigend wachen Augen hatte er etwas von einem englischen Aristokraten, der ins falsche Zeitalter gerutscht war. Wie immer hatte er ein Buch vor der Nase, eine Tasse dampfenden Tee in der Hand und trug einen altmodischen Anzug, dunkelgrau mit einer hellblauen Seidenfliege. Aus seiner Jackettasche lugte die goldene Kette von Tygers Taschenuhr, ohne die ich meinen Englischlehrer noch nie gesehen hatte.

Dass er mein gemurmeltes »Good Morning« mit einer hochgezogenen Augenbraue erwiderte, war ich ebenfalls gewohnt. Trotzdem versetzte mir sein Verhalten immer wieder aufs Neue einen Stich. Es ist eine Sache, von einem Lehrer nicht gemocht zu werden, in dessen Fach man eine Niete ist. Aber bei mir war das Gegenteil der Fall. Englisch hätte schon allein deshalb mein bestes Fach sein können, weil ich dank Dad zweisprachig aufgewachsen war und mich im Unterschied zu den anderen nie mit dem Lernen von Vokabeln abquälen musste. In Tygers Unterricht gab es jede Menge davon. Dabei hielt er sich weder an Lehrpläne noch an die Inhalte unserer Englischbücher. Stattdessen lasen wir Kurzgeschichten oder Romane, hauptsächlich klassische Science-Fiction oder Schauergeschichten britischer Schriftsteller. Wie Tyger damit durchkam, war uns allen ein Rätsel, aber offensichtlich wagte es nicht mal

unser strenger Direktor, sich diesem eigenwilligen Lehrer zu widersetzen.

Als ich mich auf meinem Platz neben Suse niederließ, musterte er mich noch einmal über den Rand seines Buches hinweg. Diesmal blieb sein Blick an mir hängen und auf seiner hohen Stirn bildete sich eine winzige Falte.

»Hilfe«, sagte Suse, die mich ebenfalls von der Seite anstarrte. »Hast du Drogen gefrühstückt? Du siehst aus wie ausgekotzt.«

»Danke, ich liebe dich auch.« Ich kramte mein Schreibzeug aus der Schultasche. Das Klassenzimmer füllte sich. Als Sebastian an meinem Tisch vorbeikam, klingelte es.

»Hi Zombie, schöne *Ladies night* gehabt?«, fragte mein Exfreund im Vorbeigehen. Die spöttische Art, in der mich Sebastian in den letzten Wochen behandelte, löste normalerweise ein schlechtes Gewissen bei mir aus. Aber heute machte er mich wütend.

»Leck mich«, knurrte ich mit zusammengebissenen Zähnen.

»What an interesting remark, Missis Wolf.« Tyger schlug das Klassenbuch auf. »Ich muss diesen Ausdruck unbedingt festhalten, damit er für die Nachwelt erhalten bleibt.« Tyger zückte seinen silbernen Stift. »Rebecca Wolf leitet die heutige Englischstunde mit den Worten *Leck mich* ein.« Tygers helle Augen fixierten mich. »Was heißt *Leck mich* auf Englisch, Rebecca?

*Fuck you*, dachte ich und bemühte mich um einen gleichgültigen Gesichtsausdruck.

»Eat my shorts«, kam es von hinten. Sebastians Stimme. Er hatte fünf Jahre bei seiner Mutter in London gelebt, bevor er zu seinem deutschen Vater nach Hamburg gezogen war. »Oder auch screw you oder bugger me . . .«

»Lovely, Sebastian, that should be enough for now«, entgegnete Tyger in seinem perfekten oxfordenglischen Akzent und nickte Sebastian wohlwollend zu.

»Amerikanisches Englisch«, fuhr er mit einem gehässigen Seitenblick auf mich fort, »unterscheidet sich vom echten *britischen* Englisch hauptsächlich in der Aussprache und im Wortschatz. Diese feine Differenz zieht sich bis in die Vulgärsprache hinein. So bevorzugen die Amerikaner auch hier die *simple* Ausdrucksweise oder haben verschiedene Redensarten des britischen Englischs erst gar nicht in ihrem Vokabular, wie etwa das literarisch fantasievolle *eat my shorts*. Selbst der von Sebastian erwähnte Ausdruck *screw you* zeugt von einem gewissen Geist, wenn man bedenkt, dass das Substantiv *screw* eine Schraube ist. Für das amerikanische Synonym *fuck you* kommt mir hingegen kein derartiger Vergleich in den Sinn.«

Hinter meinen Rücken hörte ich Sebastians leises Lachen.

Tygers Blick blieb an mir hängen, während Suse meinen Oberschenkel zerquetschte. Der Schmerz lenkte mich von meiner Wut ab. Ich überlegte, ob ich Tyger darüber aufklären sollte, dass Sebastian die Redewendung *eat my shorts* unter Garantie nicht aus England, sondern aus der US-amerikanischen Serie *Die Simpsons* kannte, aber ich ließ es bleiben.

»Wenden wir uns dem eigentlichen Thema der Stunde zu«, erlöste Tyger mich endlich. Er zog an der goldenen Kette und ließ seine Taschenuhr aufschnappen. Wie jedes Mal, wenn er sie ansah, zuckte es um sein linkes Auge.

»Ich habe eine neue Kurzgeschichte von Ambrose Lovell für euch ausgewählt«, verkündete er. »Eins seiner frühesten Werke. Sheila, wenn du mir freundlicherweise zur Hand gehen würdest – vorausgesetzt, du kannst in deinen Stiefeln laufen?« Tyger hielt Sheila einen Stapel Papier entgegen. Diesmal zuckte es um seine Mundwinkel.

Neben mir unterdrückte Suse ein Prusten und ich entspannte mich. Sheila Hameni war das zweite Opfer meines Englischlehrers. Aber in ihrem Fall hatte Tyger mein vollstes Verständ-

nis. Als Sheila auf den Pfennigabsätzen ihrer weißen Stiefel durch das Klassenzimmer stakste, um die Blätter zu verteilen, sah sie aus wie ein misshandeltes Huhn auf Stelzen, aber das hielt sie nicht davon ab, mit ihrem winzigen Hintern zu wackeln.

Suse hielt sich die Kurzgeschichte vors Gesicht. »Erinnere mich bitte daran, dass ich der neuen Gruppe in Schüler VZ beitrete: »Ich habe keine Vorurteile. Aber die hat weiße Stiefel an.«

Ich presste die Lippen zusammen und fixierte mein Exemplar. *The Bell in the Fog, von Ambrose Lovell. Suffolk, England 1789–1850.*

Bevor Tyger unser Englischlehrer wurde, hatte ich noch nie von diesem Schriftsteller gehört, aber mittlerweile kannte ich ein gutes Dutzend seiner Kurzgeschichten. Außerdem besaß Tyger das Manuskript von Lovells einzigem unvollendetem Roman und manchmal las er uns aus den Werken des Schriftstellers vor. Wenn ich ehrlich war, gehörten diese Stunden zu meinen liebsten. Tyger hatte eine wundervolle Erzählerstimme, rau, tief und von einer genüsslichen Langsamkeit. Heute bat er jedoch Sebastian vorzulesen und forderte uns auf, alle unbekanntem Vokabeln zu markieren und für die nächste Stunde auswendig zu lernen.

Lovells Erzählung handelte von einem englischen Lord, der sich bei Nacht und Nebel in einem einsamen Moor verliebte und plötzlich ein seltsames Klingeln hörte. Sebastian beherrschte die englische Sprache fast so gut wie unser Lehrer und war ein geübter Vorleser, aber trotzdem hatte ich Mühe, der Erzählung zu folgen. Hinter meinen Schläfen hatte ein schmerzhaftes Pochen eingesetzt. Es übertönte das hohle Gefühl in meiner Brust, doch dafür stieg die Erinnerung an den schrecklichen Traum von letzter Nacht wieder in mir hoch. Ich schloss die

Augen, riss sie gleich darauf wieder auf und fühlte, wie sich Schweißperlen auf meiner Stirn bildeten.

Dass Tyger mich schon wieder im Blick hatte, machte es nicht besser. Ich versuchte, ihm auszuweichen, aber etwas in seinem Ausdruck war anders als sonst. Wenn ich meinen Englischlehrer nicht besser gekannt hätte, hätte ich geglaubt, Sorge in seinen hellen Augen zu lesen.

»Was ist mit dir los, Bec?« Suse drückte meinen Arm. Wir standen wie jede Mittagspause bei Doris's Diner an der Theke und warteten auf unser Essen.

»Ist es wegen Tyger? Dieser Arsch. Warum hasst er dich so? Nur weil dein Dad aus Amerika kommt? Was sagt dein Dad eigentlich dazu? Hast du mit ihm darüber gesprochen? Wie wär's, wenn du ihn mal zu Tyger in die Sprechstunde schickst? Wollte er nicht vor Weihnachten nach Deutschland kommen?«

Ich musste gleichzeitig gähnen und grinsen. Meine beste Freundin konnte problemlos drei Dutzend Fragen aneinanderreihen, ohne die Antwort abzuwarten. Aber diesmal kam sie zurück auf den Ursprung. »Hey, sag schon, ist dir nicht gut? Du bist ja so blass wie Lovells Lord aus dem Nebelmoor.«

»Bist du sicher?«, fragte ich.

»Willst du einen Spiegel?« Suse nahm unsere Chicken Burger mit Pommes Frites entgegen. »Frag Sheila, die leiht dir vielleicht einen aus ihrer Sammlung.«

»Danke Suse, ich weiß, wie ich aussehe. Ich wollte sagen: Bist du sicher, dass du das hören willst?«

»Spinnst du? Schieß los. Ist es . . . wegen ihm? Bereust du es?«

Suse nickte zum Tisch neben der Tür. Dort saß Sebastian, umringt von der gesamten Tussenfraktion. Er pustete sich eine Haarsträhne aus dem Auge und sah zu mir herüber. Sebastian hatte dichte, geschwungene Wimpern und den sinnlichsten

Mund, den ich je gesehen hatte. Zwei Sommer waren vergangen, seit ich ihn beim Eisdealer im Schanzenviertel gefragt hatte, wie Zabaione-Eis auf seiner Zunge schmecken würde. Keine Ahnung, was damals in mich gefahren war. Gleich darauf war ich jedenfalls in hysterisches Gekicher ausgebrochen und hätte mich am liebsten in Luft aufgelöst. Aber Sebastian hatte eine Augenbraue hochgezogen und einen Schritt auf mich zugemacht. Und dann hatte er meine Frage beantwortet. Als ich jetzt bei Doris Diner stand und seinen spöttischen Blick erwiderte, wurde die Erinnerung in mir plötzlich wieder sehr lebendig. Das Zabaione-Eis auf seiner Zunge hatte ebenso köstlich geschmeckt wie all die Küsse, die in den Monaten darauf gefolgt waren. Aber etwas hatte immer gefehlt. Als ich vor fünfeinhalb Wochen Sebastians Hand festhielt, die unter meiner Bettdecke auf Wanderschaft ging, sah er mir in die Augen und sagte: »Du hast nicht Angst, dass ich dich fallen lasse. Du hast Angst, dass du mich fallen lässt. Deshalb willst du nicht mit mir schlafen. Stimmt's?«

Als ich meinen Kopf an Sebastians Schulter vergrub, stieß er mich sanft von sich. Dann stand er auf und ging.

Seitdem hatten die Möchtegernjulias ihn wieder. Sie klebten an ihm wie die Fliegen und mittlerweile hatte Sebastian aufgegeben, sich dagegen zu wehren. Sheila hockte ihm quasi auf dem Schoß. Als ich hinter Suse an seinem Tisch vorbeiging, stierte sie mich an, als ob sie mich am liebsten zum Mond schießen wollte.

»Hey Becky, tut mir leid wegen heute Morgen«, murmelte Sebastian. Es war das erste Mal seit unserer Trennung, dass er mich Becky nannte. »Ich wollte nicht . . .«

»Hast du aber«, zischte Suse. »Friss das nächste Mal deine Calvinunterhose, dann hältst du wenigstens die Klappe.«

Sheila schnappte nach Luft. An ihrem pinkfarbenen Lipgloss

klebte ein Fleischkrümel. Sebastian grinste Suse an. Auch als wir noch ein Paar gewesen waren, hatten die zwei sich ständig Wortgefechte geliefert, aber im Grunde mochten sie sich. Vielleicht, weil sie beide nicht auf den Mund gefallen waren.

»Also«, Suse setzte sich gegenüber von mir an einen der hinteren Tische und leckte sich einen Spritzer Ketchup von den Fingern. »Jetzt erzähl schon, was ist passiert?«

An der Wand tickte eine Uhr. Das Gehäuse hatte die Form eines Burgers, der Sekundenzeiger war eine Pommes. Ich folgte seiner Reise durch die Zeit mit den Augen, eine Runde, zwei . . .

»Wenn du nicht sofort den Mund aufmachst, fang ich an zu schreien!«, drohte Suse und schob sich eine Ladung Pommes in den Mund.

Ein letzter tiefer Atemzug, dann begann ich zu erzählen, was letzte Nacht geschehen war. Als ich fertig war, lag mein Chicken Burger unberührt auf meinem Teller, während ich beide Arme fest um meine Brust geschlungen hatte.

»Da unten an der Laterne hat er gestanden? Er hat direkt in dein Zimmer gestarrt? Und du bist sicher, dass es nicht Sebastian war?«

Suse stand an meinem Fenster und starrte auf die andere Straßenseite. Sebastian saß jetzt mit den anderen im Biountericht, wo Frau Donner, eine winzige Lehrerin mit Hamsterbacken und grauem Dutt, unser neues Thema *Legale und illegale Drogen* einführen würde. Suse hatte mich überredet die letzten Stunden zu schwänzen. Gerade hatte sie mit verstellter Stimme im Sekretariat angerufen, um uns zu entschuldigen.

»Todsicher«, hörte ich mich sagen.

»Bec, das ist *so* gruselig. Wer steht denn nachts vor fremden Fenstern und beobachtet die Bewohner?« Suse schauderte.



«Vielleicht war es dieser Streichler, der neulich aus der Klappe entlaufen ist.

»Der bitte, wer?«

»Na, du weißt schon«, sagte Suse und kaute aufgeregt an ihrer Haarsträhne. »Dieser Gestörte mit der pinkfarbenen Strumpfmassage, von dem sie neulich in der *Mopo* berichtet haben. Er steigt nachts bei alleinstehenden Frauen ein und setzt sich auf ihre Bettkante. Während sie schlafen, streichelt er sie an der Wange, und wenn sie aufwachen . . .«

»SUSE!«, kreischte ich entsetzt. »Kannst du bitte mit diesem Scheiß aufhören? Das lässt mich heute Nacht nicht wirklich ruhiger schlafen, hörst du?«

Ich zog meine Freundin vom Fensterbrett weg. Plötzlich hatte ich das Gefühl, dass es falsch gewesen war, darüber zu sprechen. Also, Themenwechsel. »Erzähl du mal lieber, wie war die Bandprobe gestern?«, fragte ich Suse.

Meine Freundin ließ sich mit einem tiefen Seufzer in meinen Sitzsack fallen und das Thema der nächsten Stunde war Dimo Jamal, Leadsänger der Schulband *Dr. No und die kranken Schwestern* und Suses Traum schlafloser Nächte. Für meine Begriffe, war Dimo ein ziemlich arrogantes Arschloch, aber das behielt ich wohlweislich für mich – Suse hätte eh nicht auf mich gehört. Wie sagt man so schön? Liebe macht blind, vor allem für die inneren Mankos eines Menschen.

Vor drei Monaten hatte Dimo meine Freundin in den erlesenen Kreis der Back-Vocals aufgenommen. Seitdem nahm Suse Gesangsunterricht und spielte ernsthaft mit dem Gedanken, sich einer Schönheitsoperation zu unterziehen. Bis heute frage ich mich, warum wir Menschen uns ausgerechnet an dem, für das wir am wenigsten können, am stärksten messen lassen.

Dabei hatte das Schicksal Suse mindestens ebenso reich beschenkt wie Sebastian, als es um die Verteilung von gutem

Aussehen ging. Optisch war sie so ziemlich das Gegenteil von mir. Ich möchte nicht falsch verstanden werden, ich war durchaus kein hässliches Entlein, aber mit meinen runden Hüften, den stämmigen Beinen und dem großen Busen entsprach ich sicher nicht dem klassischen Schönheitsideal der Zeit. Wahrscheinlich war ich der leibhaftige Albtraum aller Magersüchtigen. Und während ich dunkelhaarig und braunäugig war, hatte Suse blonde – polange – Korkenzieherlocken, hellgrüne Augen und den Körper einer Elfe. Ihren einzigen Makel kannten wahrscheinlich nur vier Menschen auf der Welt. Suses Frauenarzt, ihre Mutter, Janne und ich. Suse hatte zwei unterschiedlich große Brüste. Rechts so ungefähr B/C und links ein A-Körbchen.

Um den Unterschied zu kaschieren, hatte sie sich einen eigenen BH anfertigen lassen, dessen eine Seite mit einem gummiartigen Material gepolstert war. Dadurch konnte Suse auch enge T-Shirts tragen, ohne dass irgendwer etwas bemerkte. Trotzdem litt sie natürlich entsetzlich darunter. Beim Sportunterricht verließ sie die Kabine – mit mir als Bodyguard – immer als Letzte, und wie viele Stunden wir auf Internetforen verbracht hatten, kann ich nicht mehr nachrechnen. Mittlerweile kannte ich sämtliche Pros für eine Brustoperation auswendig. Für die Contras sorgten Janne und ich. Meine Mutter hatte Suse sogar mal eine Therapie nahegelegt, um sich von diesem Komplex zu befreien, aber es war ebenso aussichtslos wie meine Verweise auf Mädchen, die es schlimmer getroffen hatte.

Nachdem Suse mir ausgiebig von Dimos Songs, Dimos Stimme, Dimos Hintern und dem Muttermal auf Dimos Stirn vorgeschwärmt hatte, waren wir wieder bei ihrem Komplex gelandet.

»Lilith Hopf ist mit ihrem Schweinchenrüssel geboren worden, die hatte ein Leben lang Zeit, sich daran zu gewöhnen«,

konterte Suse hitzig. »Meine Brüste waren spiegelgleich, warum in aller Welt konnte sich die rechte nicht zufriedengeben und musste weiterwachsen?«

»Sieh es doch mal so«, versuchte ich es mit einem Scherz, »wenn Dimo auf einen kleinen Busen steht, kannst du ihn glücklich machen, und wenn er auf einen großen Busen steht, kannst du ihn ebenfalls glücklich machen. Du bist sozusagen *two in one*.«

»Sehr witzig«, Suse verschränkte die Arme vor ihren ungeliebten Körperteilen. »Lieber sterbe ich als vertrocknete Jungfrau, als mich vor Dimo als Krüppel zu outen. Wenn ich wenigstens Krebs hätte, dann hätte ich zumindest eine Entschuldigung, aber so . . .«

»Suse! Das meinst du nicht ernst!«

»Doch!« Wenn es um ihre Brüste ging, kannte Suse keine Grenzen. Aber zumindest lenkte sie mich damit von meinen eigenen Sorgen ab. Nachdem sie sich beruhigt hatte, surfen wir auf YouTube, hörten Coolios neue CD *Steal Hear* und schrieben auf dem Handy von Suses Mutter einen Hilferuf an deren Steuerberater. Die beiden hatten seit einem halben Jahr ein Verhältnis miteinander. Vor ein paar Wochen war ihr Vater deshalb ausgezogen und Suse hasste den Neuen ihrer Mutter wie die Pest.

»Liebling, mein Auto hat eine Panne«, diktierte sie, weil ich schneller tippen konnte. »Ich stehe an der Raststätte, erste Ausfahrt nach Hannover. Der ADAC kommt erst in drei Stunden. Kannst Du mich retten? Ich verzehre mich nach Dir. Dein Schneckchen.«

»Schneckchen?« Ich prustete los. Suses Mutter war eine gertenschlanke Frau und gab in Hannover Zeitmanagementseminare für Führungskräfte.

»Sie nennt sich Schneckchen? Und wo steckt sie in Wirklichkeit?«

»Krank im Bett«, sagte Suse mit einem triumphierenden Grinsen. Sie riss mir das Handy aus der Hand und drückte auf *Senden*. »Jede Wette, dass in den nächsten zehn Sekunden eine Antwort kommt?« Suse legte das Handy auf ihre Handflächen – und da war sie auch schon.

*Bin unterwegs. Rühr Dich nicht vom Fleck, die Rettung naht. Dein Zahlenhengst.*

Ich glotzte auf das Display. Er hatte wirklich Zahlenhengst geschrieben. »Mir wird schlecht«, sagte ich und schickte einen stummen Gruß in den Himmel, dass ich von solchen Familienproblemen verschont blieb. Suse hatte wahrlich ernstere Sorgen als zwei unterschiedlich große Brüste, aber ich war froh, dass sie es in diesem Fall mit Humor nahm.

Bei der Vorstellung, wie Schneckchens Zahlenhengst jetzt in seinen Sportwagen stieg und mit zweihundert Sachen gen Hannover brauste, kreischten wir vor Lachen. Coolio rappte *Keep it Gangsta* und für einen Moment war alles wieder wie immer.

Janne strahlte, als sie in mein Zimmer kam, und als wir ihr erzählten, was wir gerade per SMS in die Wege geleitet hatten, prustete sie ebenfalls los. »Wenn dir deine liebeskranke Mutter auf den Geist geht, hier bist du immer willkommen, das weißt du, Suse, oder?«

Suse nickte. Ich glaube, Janne war für sie die Mutter, die sie sich immer gewünscht hatte. Suse und ich kannten uns seit dem Kindergarten und unsere Wohnung war ihr zweites Zuhause.

Janne brachte uns zwei Teller mit Quiche und dann klingelte mein eigenes Handy. Am anderen Ende war Sebastians Vater. Er leitete einen Catering Service und Sebastian hatte mir Anfang des Jahres einen Job bei ihm verschafft. Ich half bei Nachmittags- oder Wochenendevents aus, aber für heute stand keine Veranstaltung in meinem Kalender.

»Oh mein Gott, wie gut, dass du da bist!«, keuchte Sebastians Vater. Seine Stimme klang atemlos, als stünde er kurz vor dem Herzinfarkt. »Es gibt eine Eröffnungsfeier, superwichtiger Kunde! Eine der Kellnerinnen ist krank, kannst du einspringen? Der Laden heißt *Lights on*. Große Elbstraße im Stilwerk. Um 19 Uhr geht's los. Ich zahle doppelten Stundensatz, ein *Nein* wird nicht akzeptiert, also was sagst du?«

Ich sagte Ja. Obwohl mir die letzte Nacht noch immer in den Knochen steckte und ich am liebsten früh ins Bett wollte. Janne hatte vermutlich recht, wenn sie mir ein Helfersyndrom andichtete. Ich konnte einfach nicht Nein sagen, wenn jemand meine Hilfe brauchte.

Nachdem Suse gegangen war, nahm ich eine eiskalte Dusche, benachrichtigte Janne, dass ich um elf zurück sein würde, und machte mich auf den Weg.

*Lights on* war, wie der Name schon sagte, ein Lampenladen im Stilwerk, einem ziemlich hippen Einkaufszentrum am Fischmarkt. Die Gäste waren schon da, als ich ankam. Sebastians Vater warf mir die Garderobe zu und ich zog mich hastig in der Toilette um. Schwarzes, kurzes Kleid mit tiefem Ausschnitt und einer weißen Schürze, dazu hohe Pumps. Hallo?

Aber ich war zu müde, um mich zu ärgern. Was Schlaf anging, gehörte ich in die Kategorie Murmeltier. Acht Stunden waren mein Minimum, alles was darunter lag, schlug sich nicht nur auf mein Nervensystem nieder. Als ich einen Blick in den Spiegel warf, erschrak ich vor mir selbst. Ich sah wirklich wie ein Zombie aus. Meine Augen waren gerötet und brannten, meine Haut war käsebleich und mein sonst eher rundes Gesicht wirkte wie eingefallen. Ich kniff mir in die Wangen und machte mich an die Arbeit.

Die Gäste waren Männer und Frauen in den Vierzigern, die Spatz in die Schublade *neureiche Schnösel* gesteckt hätte. Sie stan-

den herum, saßen auf roten Samt-Canapés oder verchromten Barhockern und warteten auf ihr Fingerfood, das ich ihnen zusammen mit den beiden Service-Kolleginnen servieren sollte. Neben dem Verkaufstresen begann die Life-Band zu spielen. Ein Sänger und eine Sängerin á la Brad und Jane aus der *Rocky Horror Picture Show* stimmten gerade *There's a light over at the Frankenstein Place* an. So wie ich aussah, wäre ich wahrscheinlich die geniale Besetzung für eine von Dr. Frank N. Furters Partygästen gewesen. Aber von dem besungenen Stern in samtiger Dunkelheit schwärzester Nacht war hier keine Spur. Hunderte von Designerlampen stahlen sich gegenseitig die Schau; Wandleuchten, Stehleuchten, Tisch- und Pendelleuchten in allen Größen und Formen. Die grellen Lichter schraubten sich in meine Nervenbahnen und die vielen Menschen machten es auch nicht besser. Der Laden, ein riesiges Loft mit Steinboden und hohen Decken, war innerhalb von Minuten gerammelt voll.

Mit zusammengebissenen Zähnen schlängelte ich mich durch die Menge. Allein für das Outfit hätte ich die dreifache Gage verdient. Die Schuhe drückten, das Kleid kratzte und ein glatzköpfiger Mann im Nadelstreifenanzug stierte mir unverhohlen auf den Ausschnitt, während er sich marmorierte Eier, chinesische Hackbällchen und Garnelenspieße von meinem Tablett pflückte. Am liebsten hätte ich ihm das Tablett vor die Glatze gepfeffert. Wenn es eine Vorhölle gäbe, dann säßen Typen wie dieser in der ersten Reihe, dachte ich angewidert.

»Was glotzt der so? Gehört der zu dir?«, raunte mir die kleine rothaarige Kellnerin ins Ohr, als sich unsere Wege kreuzten.

Ich wollte gerade empört mit dem Kopf schütteln, als ich bemerkte, dass die Kellnerin nicht zu dem Glatzkopf, sondern in die andere Richtung deutete.

Und da war es wieder. Dieses seltsame Gefühl von Ruhe, tief in meinem Inneren. Ich fühlte es, bevor ich ihn sah.

Er lehnte an einer Säule ganz hinten in der Ecke des Ladens. Ich erkannte das blasse Gesicht mit dem schwarzen Haar sofort wieder. Jetzt sah ich auch, dass es ein Junge war, vielleicht ein wenig älter als Sebastian, aber nicht viel. Niemand war in seiner Nähe. Links von ihm war eine große Stehlampe, sie hatte die Form eines Baumes und die Lichter, Dutzende winziger Blätter aus weißem Glas, hingen an metallenen Ästen und Zweigen auf den Jungen herab. Und während die anderen Gäste im Raum umhergingen, gestikulierend beieinanderstanden oder sich Häppchen in den Mund schoben, war seine Haltung so ruhig, als stünde er einem unsichtbaren Maler Porträt. Auch sein Blick war bewegungslos. Er richtete sich einzig und allein auf mich, als wäre außer mir niemand in diesem Laden. Ich musste mich an meiner Kollegin festhalten, sonst wären mir die Beine weggesackt.

»Wer ist das?«, flüsterte meine Kollegin. »Wie ein Gast sieht er jedenfalls nicht aus. Gott, ist der abgewrackt.«

Ich wollte etwas sagen, aber die Worte blieben mir in der Kehle stecken. Kein Zweifel. Es war der Fremde von letzter Nacht.

Meine Kollegin hatte recht. Bei Licht besehen – und davon gab es hier wahrlich genug – sah er aus wie ein Junkie. Sein dichtes schwarzes Haar war zerzaust und sah aus, als hätte es dringend eine Wäsche und einen Kamm nötig. Der Ärmel seines viel zu großen Mantels war aufgerissen, die verschlissenen Hosen aufgekrempt und die dunklen Stiefel starrten vor Schmutz. Aber er war es. Ich hätte es mit geschlossenen Augen gefühlt. Seine Präsenz durchdrang mich auf eine verstörende Weise. Bis eben war mir kalt gewesen vor Erschöpfung, jetzt wurde mir warm. Ein inneres Glühen ging von meiner Brust aus und strahlte bis in die Zehenspitzen.

Die verkleidete Janet sang: *There's a light in the darkness of*

*everybody's life* . . . und der Fremde auf dem Sofa verzog die Mundwinkel zu einem ironischen Lächeln. Sein Gesicht war schmal, er hatte hohe Wangenknochen und noch immer blickte er mich unverwandt aus seinen dunklen Augen an. Ob sie braun oder blau waren, konnte ich nicht ausmachen, aber sie lagen tief in ihren Höhlen und die Schatten darunter sah ich von hier aus. Es war so seltsam. Einerseits wirkte er erschöpft, als hätte er lange Zeit nicht geschlafen, andererseits war sein Blick so wach und intensiv. Eine fiebrige elektrische Energie ging von ihm aus.

»Hey, Kleine, ich hätte zu gerne noch eine Dattel im Speckmantel.«

Ich zuckte zusammen. Der Glatzkopf stand wieder vor mir und versperrte mir die Sicht. Meine Kollegin war längst wieder in der Menge untergetaucht. Der eklige Kerl grapschte sich die Dattel von meinem Tablett und ließ sie mit purer Absicht in meinen Ausschnitt fallen.

»Hoppla. Das tut mir leid, kann ich Ihnen . . .«

Der Glatzkopf wollte gerade die Hand ausstrecken, als er in der Bewegung erstarrte. Eine Hand hatte sich in seinen Nacken gekrallt. Sie gehörte zu dem fremden Jungen. Er stand dicht hinter ihm, sein schwarzer Haarschopf ragte über der Schulter des Glatzkopfes hervor, aber mehr konnte ich nicht von ihm erkennen.

»Lass das Mädchen in Ruhe oder dir passiert was.«

Die Stimme des Jungen war leise, rau, fast heiser, als hätte er sie lange nicht benutzt. Und sie hatte einen gefährlichen Unterton.

Der Glatzkopf schnappte nach Luft und diesmal ließ ich wirklich das Tablett fallen. Scheppernd fiel es zu Boden. Irgendein Gast, ein weiblicher, gab einen schrillen Laut von sich, Sekunden später war Sebastians Vater da. Was dann geschah,



nahm ich nicht mehr richtig wahr. Tumult, irgendwas von *Polizei*, und als ich meine Sinne wieder beisammen hatte, war der Fremde weg. Spurlos verschwunden. Die Band hatte einen Song von Frank Sinatra angestimmt, danach hielt der Geschäftsführer eine Ansprache. »Verehrte Gäste, es ist mir eine Ehre, Sie heute bei uns zu begrüßen, bla, bla, bla . . .«

Irgendwie brachte ich den Abend hinter mich, und als ich um kurz nach zehn an die frische Luft kam, konnte ich mich kaum noch auf den Beinen halten. In meiner Tasche steckte ein Hunderteuroschein von Sebastians Vater – als Wiedergutmachung für den kleinen Zwischenfall mit dem Glatzkopf, der natürlich nicht von der Eröffnungsfeier verwiesen worden war.

»Taxi gefällig?« Eine Hand legte sich auf meine Schulter. Diesmal stieß ich einen Schrei aus. Neben mir stand Sebastian und strich sich grinsend das helle Haar aus der Stirn. Mein Schreck war immer noch größer als die Überraschung, meinen Exfreund hier zu sehen.

»Du spinnst wohl, dich so anzuschleichen! Willst du mich umbringen?«

Das Grinsen wurde noch breiter. »Im Gegenteil. Ich wurde zu deiner Rettung befohlen. Mein alter Herr hat mich vorhin angerufen. Er hat gesagt, ich soll dich nach Hause bringen, damit dich keine fremden Männer kidnappen. Also komm schon, steig auf.« Sebastian hielt mir den Helm hin und kurz darauf saß ich hinter ihm auf der Vespa.

Ich schlang meine Arme um seinen Bauch und legte meinen Kopf an seinen Rücken. Unter dem Helm lugten Sebastians Haare hervor, sie kitzelten mich in der Nase. Ich hielt mich so fest, wie ich nur konnte, aber das hohle Gefühl in mir war wieder ganz stark. Als hätte sich ein Loch in meine Brust gefressen.

»Hey Becky. Muss ich mir Sorgen machen? Du siehst wirklich nicht gut aus.«

Wir standen vor meiner Haustür. Sebastian legte seine Hände um meine Wangen. Seine Finger fühlten sich eiskalt an.

»Du glühst«, sagte er erschrocken. »Hast du Fieber?«

Stumm schüttelte ich den Kopf. Hinter uns parkte gerade ein Auto, das Licht der Scheinwerfer fiel auf Sebastians Gesicht. Es war das erste Mal, dass wir uns wieder so nah waren. Forschend lag sein Blick auf mir und ich wusste, dass mein Exfreund noch nach etwas anderem suchte. Ich hätte es ihm so gerne gegeben. Mein Fenster war dunkel und in mir klopfte die Panik wieder an. Sehr, sehr leise, aber es genügte, um mich etwas sagen zu lassen, was schrecklich unfair war.

»Sebastian?«

»M-hm.«

»Schläfst du heute bei mir?«